

Alles andere als „kuhl“

Unser Umgang mit der Weltsprache Englisch ist provinziell

Von Dr. Peter Strunk

An der englischen Sprache kommt keiner vorbei. Jeder, der in Deutschland etwas auf sich hält, kokettiert mit ihr. Englisch ist „cool“. Es steht für Globalisierung, Internationalität, Modernität, Jugend und Fortschritt. Großbritannien und vor allem die USA sind Projektionsflächen wissenschaftlicher wie unternehmerischer Sehnsüchte und damit auch begehrtes Ziel sprachlichen Eifers. Wer als (Natur-) Wissenschaftler wahrgenommen werden will, muss sich auf Englisch zu Wort melden. Wer der provinziellen Enge seines Heimatlandes physisch nicht entfliehen kann, will es wenigstens sprachlich tun.

International erfahrene Kongress-Touristen bedienen sich gern eines dem Englischen entlehnten Ausdrucksmittels mit reduziertem Wortschatz und anspruchsloser Grammatik. Aufgeweckte Zeitgenossen haben dafür den Begriff „BSE“ geprägt. Dahinter verbirgt sich nicht der „Rinderwahn“ („Bovine spongiforme Enzephalopathie“), sondern das „Basic Simple English“. Der Franzose Jean-Paul Nerrière nennt diese Welthilfssprache „Globish“.

Während ein gebildeter Engländer über einen Wortschatz von ca. 15000 Wörtern verfügt, kommen „Globish“ oder „BSE“ mit einem Vokabular von 1500 Wörtern aus. Weder „Globish“ noch BSE fördern eine differenzierte Kommunikation, sondern reichen höchstens aus, um sich weltweit einigermaßen mit denjenigen zu verständigen, deren Muttersprache ebenfalls nicht die englische ist. Auf internationalem Parkett wird kein „Basic Simple English“, sondern „Bad Simple English“, allenfalls ein „Scientifically Enhanced Pidgin“ gesprochen.

Weltweit sprechen etwa 340 Millionen Menschen Englisch als Muttersprache und bis zu zwei Milliarden mehr oder weniger als Fremdsprache. Das Deutsche war einmal Weltsprache der Wissenschaft. Dem deutschen Größenwahn und zwei von Deutschland angezettelten Weltkriegen einschließlich des von Deutschen verübten Völkermordes ist es schließlich zu verdanken, dass davon allenfalls nostalgische Erinnerungen übrig geblieben sind. Dennoch stehen wir Deutsche, was unsere Sprache betrifft, gar nicht so schlecht da. Weltweit bis zu 120 Millionen Menschen sprechen Deutsch als Muttersprache. Allein 55 Millionen beherrschen es in der Europäischen Union als Fremdsprache und in vielen anderen Ländern wird es ebenfalls gesprochen, wenn auch mit abnehmender Tendenz.

Wir Deutsche verlieren keinesfalls unsere Identität, wenn wir englische Ausdrücke in unsere Sprache aufnehmen. Die Liste assimilierter Fremdwörter ist lang: „Keks“ („cake“), „Schock“ („choc“), „Streik“ („strike“) usw. Die Übernahme fremdsprachiger Begriffe klappt aber nur dann, wenn diese in unseren Kulturkreis eingeführt und den Regeln der deutschen Grammatik unterworfen werden. Wer statt „im Jahre 2007“ „in 2007“ schreibt oder „ich erinnere das“ sagt, beherrscht setzt sich dem Verdacht aus, weder die deutsche noch die englische Sprache zu beherrschen.

Uns Deutschen fehlt das richtige Maß. Wir bedienen uns englischer Ausdrücke auch dann, wenn es entsprechende deutsche Wörter gibt. Wir sprechen vom „Starten“ oder „Beginnen“ und meinen damit nichts anderes als „anfangen“. Wir schauen auf das „LCD-Display“ statt

auf die LCD-Anzeige, und wir besuchen ein „Open-Air“- statt eines Freiluftkonzertes. Und wenn wir „Technologie“ schreiben, übersetzen wir lediglich das englische Wort „technology“, und das heißt nichts weiter als „Technik“, klingt aber irgendwie nach mehr.

Viele Anglizismen sind im englischen Sprachraum unbekannt. Fragt man einen Engländer nach dem „Infopoint“, hebt er erstaunt die Augenbrauen. Der „Talkmaster“ heißt im Englischen „Show Host“. Der von uns weltmännisch benannte „Bodybag“ für den knitterfreien Transport unsere Anzüge ist in den US-amerikanischen Streitkräften eine euphemistische Umschreibung des Leichensacks. Das englische „to be proactive“ wird im Deutschen mit „die Initiative ergreifen“ übersetzt. Wenn ein deutscher Manager von seinen Mitarbeitern fordert, sie sollen „proaktiv“ sein, dann meint er aber das, was man früher „anständig“ nannte, das servile Nachfragen nach neuen Aufgaben.

Wir verfangen uns auch schnell in falschen Übersetzungen und Sprachbildern. Das englische „to control“ heißt „steuern“ und nicht, wie wir meinen, „überprüfen“. Das „must not“ bedeutet „nicht dürfen“, wird bei uns aber oft als „nicht müssen“ verstanden. Wenn wir vor einer neuen Aufgabe stehen, nennen wir das stolz eine „Herausforderung“, und vergessen dabei, dass mit „Herausforderung“ in unserer Muttersprache die Provokation gemeint ist. Wir denken stattdessen an das englische „challenge“, den Aufruf zur Tat. Und wenn wir vom „Netzwerk“ sprechen, benutzen wir ein Wort, das im Englischen „network“ heißt und was im Deutschen wiederum nichts anderes als „Netz“ heißt. Das „Netz“ wird nicht dadurch besser, dass es „Netzwerk“ heißt. Wenn wir etwas „realisieren“, meinen wir, etwas verwirklichen zu wollen. Das englische „to realise“ bedeutet aber etwas Anderes, nämlich „sich etwas klar machen“.

Wir können zwar einen Brief, nicht aber ein Problem adressieren. Wenn für uns etwas „Sinn macht“, dann übersetzen wir das englische „it might make sense“ nicht korrekt, denn bei uns „macht“ etwas keinen Sinn, sondern es „hat“ ihn. Nicht anders ist es mit dem Unterschied, den ich nicht herstellen, also „machen“ kann („makes the difference“), sondern er ist einfach da. Die unvermeidlichen „kostengünstigen Lösungen“, die wir so gern anbieten, auch wenn es dafür keine passenden Probleme gibt, leiten wir von den englischen „solutions“ her. Wir meinen damit die „Umsetzung“ eines Vorhabens. „Solution“ aber heißt „Verwirklichung“ eines bestimmten Vorhabens (im Sinne von „task“, Aufgabe).

Wir leisten der Verödung unserer sprachlichen Ausdrucksfähigkeit Vorschub, indem wir englische Wörter zu Sammelbegriffen degradieren, wie etwa das „Event“, bei dem es sich keineswegs nur um ein „Ereignis“, sondern auch um ein Fest, ein Spektakel, eine Zeremonie oder ein Vergnügen handeln kann. Oder es erfasst uns der Größenwahn, wenn wir meinen, mit dem Englischen Wortspielchen treiben zu können. So hat die Deutsche Bahn auf ihrem Weg von der Staatsbahn zu einem auf Rendite getrimmten Weltkonzern sich daran gemacht, die deutsche Sprache im Unternehmen abzuschaffen und den Fahrkartenschalter kurzerhand zum „Ticket Counter“, den Bahnhofskiosk zum „ServiceStore“ aufgewertet und nicht etwa den Menschen im Bahnhof, sondern dem Bahnhof selbst das Rauchen verboten („non smoking station“). Gänzlich albern wird es, wenn die ehrgeizige Mutti das Topfschlagen beim Kindergeburtstag sprachlich zum „Kiddie Contest“ aufrüstet, der Betriebsausflug zum „Summer-Outing“ aufgewertet und das Komasaufen unter Jugendlichen mit in Bayern mit einem zünftigen „Be hard, drink soft“ bekämpft wird.

Mit unserem übereifrigen Gebrauch von Anglizismen stellen wir genau das unter Beweis, was wir nicht unter Beweis stellen wollen, nämlich Provinzialität. Unser Blick richtet sich auf eine kleine Klasse globalisierter Funktionsträger, die zwar im angelsächsisch-kapitalistischen Denken verwurzelt, aber nirgendwo beheimatet ist, sieht man einmal von Vorstandsetagen, Flughafen-Lounges oder Golfplätzen ab. Sie sprechen zwar Englisch, wollen damit aber weder Werte, Gefühle und kulturelle Traditionen, sondern rationale unternehmerische Entscheidungen zum Ausdruck bringen. Heerscharen publizistischer Weihrauchschwenker haben unseren Blick aber inzwischen so sehr vernebelt, dass wir, „englisch“ mit „international“ gleichsetzen. Wir erliegen allerdings einem großen Irrtum, wenn wir glauben, dass überall dort, wo englisch gesprochen wird, auch englische oder nordamerikanische Verhältnisse anzutreffen sind. Das „Global Village“ ist keine amerikanische Reißbrettstadt, und Englisch ist nicht gleich Englisch.

Allmählich, so scheint es, kommen wir wieder zur Besinnung. Selbst die Deutsche Bahn zeigte sich einsichtig und versprach, mit ihren Kunden nicht mehr auf Englisch kommunizieren. Offenbar hat das Unternehmen erkannt, dass seine Kunden nun mal in ihrer überwältigenden Mehrheit keine Engländer sind.

Davon ist die Welt der (Natur-)Wissenschaften noch weit entfernt. Als in Deutschland der „Exzellenz“-Wettbewerb – schon das Wort selbst ist ein verquaster Anglizismus – zwischen den Universitäten ausgerufen wurde, mussten die Anträge gleich in englischer Sprache eingereicht werden. Auf wissenschaftlichen Konferenzen wird Englisch gesprochen, auch wenn gar kein Engländer unter den Gästen ist. Englischsprachige Fachpublikationen kommen heute weltweit auf einen Anteil von über 90 Prozent. Wer sich nicht englisch artikuliert, wird von der „Scientific Community“ nicht wahrgenommen, heißt es. Aber was ist das für ein Englisch, dessen wir uns da bedienen? Es dürfte kaum die sprachliche Kraft eines Muttersprachlers haben. Nicht umsonst unterziehen die Redakteure des renommierten amerikanischen Wissenschaftsmagazins „Science“ Beiträge aus nicht-englischsprachigen Ländern einer gründlichen stilistischen Überarbeitung, damit die Beiträge nicht unter der begrenzten Ausdrucksfähigkeit ihrer Autoren leiden.

Bevorzugte Ausdrucksmittel von Naturwissenschaftlern sind Formeln und Gleichungen, Sprache dient ihnen letzten Ende nur zur begleitenden Erklärung. Gerade deshalb sollten sie sich im Klaren darüber sein, dass sie englischen Muttersprachlern gegenüber rhetorisch immer im Nachteil sind. Ein deutscher Wissenschaftler kann stolz auf seine Englischkenntnisse sein, sein Repertoire an Vokabeln und Redewendungen bleibt begrenzt, er wird sich vereinfacht ausdrücken, seine Gedankengänge bleiben es damit auch. Engländer und Amerikaner nutzen das gedankenlos aus. Sie sind bekanntermaßen ziemlich bequem und ignorant, wenn es darum geht, metrische Maße einzuführen, kontinentaleuropäische Rechtsgrundsätze anzuerkennen und Fremdsprachen zu erlernen. Damit bleiben ihnen ausländische Gedankenwelten weitgehend verschlossen. Sie werden erst gar nicht zur Kenntnis genommen. Und die deutsche Wissenschaft nimmt das achselzuckend hin! Sie ist auf Internationalisierung ebenso fixiert wie unsere Wissenschaftspolitiker, wobei „international“ in der Regel mit „nordamerikanisch“ gleichgesetzt und die kleine Liga amerikanischer Spitzenuniversitäten zum Maßstab aller Dinge gemacht werden.

„Basic Simple English“ oder „Globish“ haben in der Wissenschaft nichts zu suchen. Unsere Wissenschaftler sollten, wie der Potsdamer Germanistikprofessor Peter Eisenberg fordert, mehr Selbstbewusstsein zeigen und sich bewusst der deutschen Sprache bedienen. Auch in der heimischen Wirtschaft bedarf es keiner Kommunikation in schlechtem Englisch. Unser vermeintlich englisches Kauderwelsch führt nämlich dazu, dass die deutsche Sprache, wie der Historiker Christian Meier befürchtet, in innovativen Bereichen nicht weiterentwickelt wird. Und der ehemalige sächsische Kultusminister Hans Joachim Meyer weist mir Recht darauf hin, dass sich die Wissenschaft von der Gesellschaft absondert. Das gilt genauso für die Wirtschaft. Die Folgen sind fatal: Weite Teile der Bevölkerung bleiben, da des Englischen nicht in angemessener Form mächtig, ausgeschlossen.

Wir dürfen den Siegeszug der „Lingua Franca“ und ihrer hybriden Dialekte nicht nur Naturwissenschaftlern und Industriekapitänen überlassen. Wenn wir das Denken fremder Völker verstehen wollen, müssen wir uns intensiv mit den unterschiedlichen Sprachbildern anderer Kulturen auseinandersetzen. Wenn wir Deutsche uns in gutem Englisch verständlich ausdrücken wollen, dann gelingt uns das nur mit Hilfe guter Übersetzungen. Wir sollten wieder unsere Muttersprache entdecken und die Fähigkeit, uns darin überlegen auszudrücken. Das wäre wirklich „kuhl“ („cool“).